

## **Geschlecht, Körper und Identität zwischen Natur und Kultur: Perspektiven der (soziologischen) Geschlechterforschung**

*Imke Schmincke*

**N**eue Väter, Frauen in Führungspositionen, Drittes Geschlecht, #metoo und Sexismus, Gender-Sternchen, weibliche Altersarmut und viele andere aktuelle Stichworte zeigen an, wie sehr die Geschlechterverhältnisse gegenwärtig mediale Debatten, politische Interventionen und nicht zuletzt private Erfahrungen prägen. Dabei geht es zum einen darum, Ungleichheit, Diskriminierung und Benachteiligung aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit zu kritisieren und zu verändern. Zum anderen beinhalten diese Kontroversen rund um das Thema Geschlecht immer auch Fragen danach, was Männer oder Frauen sind oder sein sollen oder auch gerade nicht. Und diese Debatten werden vielfach sehr emotional aufgeladen oder moralisierend geführt. Dies liegt daran, dass mit der Infragestellung von Traditionen und Gewohnheiten Privilegien angetastet werden, aber auch daran, dass die Frage des Geschlechts alltagsweltlich so unglaublich machtvoll ist und für die Identität und Körperlichkeit der Einzelnen eine große Bedeutung hat.

Der folgende Beitrag möchte einen Überblick über Ansätze der soziologischen Geschlechterforschung bieten und damit Vorschläge machen, wie die soziale Seite der Geschlechtlichkeit begrifflich gefasst werden kann. Die eigene geschlechtliche Identität ist nicht einfach Privatsache, sie ist auch nicht nur Ausdruck der in einer Gesellschaft existierenden Werte und Normen von Männlichkeit und Weiblichkeit, sie ist darüber hinaus vielfach auch politisch umkämpft, wie im Ausblick dieses Beitrags diskutiert werden soll.

Dass Geschlecht in seiner Alltagsrelevanz vor allem eine soziale Größe ist und dass die Eindeutigkeit und Widerspruchsfreiheit in Bezug auf Geschlecht etwas ist, das wir sozial herstellen und immer wieder neu produzieren und auch wissenschaft-

Imke Schmincke

Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München

**Geschlecht, Körper und Identität zwischen Natur und Kultur: Perspektiven der (soziologischen) Geschlechterforschung**

*Geschlecht und Körper hängen eng zusammen, sie sind jedoch nicht einfach ‚natürliche‘, sondern vor allem auch ‚soziale Tatsachen‘. Der vorliegende Beitrag stellt grundlegende Erkenntnisse der (soziologischen) Geschlechterforschung vor. Geschlecht wird hier als kulturell und sozial konstruiert verstanden, was bedeutet, auf den Einfluss sozialer Normen, Diskurse und Praxen in der Entstehung geschlechtlicher Identität hinzuweisen. Dafür wird zunächst rekonstruiert, dass die Entgegensetzung von Natur und Kultur, die sich auch in der Polarität von Männlichkeit und Weiblichkeit reflektiert, eine moderne ‚Erfindung‘ ist. Die ‚Entzauberung‘ der ‚natürlichen‘ Grundlage der Geschlechterdifferenz hat sich in weiteren Perspektiven der Geschlechterforschung fortgesetzt. Vorgestellt werden die Trennung in sex und gender, der Ansatz des Doing Genders sowie der Ansatz der Macht der Diskurse. Schließlich sollen aktuelle Entwicklungen zu Geschlecht, die neue Bedeutung von Vielfalt in diesem Zusammenhang und deren Politisierung von rechts diskutiert werden.*

*Schlüsselwörter: Geschlechtsidentität, Körper, Wissenschaftsgeschichte, Doing Gender, Diskurs, Vielfalt*

**Gender, body and identity between nature and culture: perspectives of (sociological) gender studies**

*Gender and the body are deeply intertwined. Yet it would be wrong to consider them as purely natural facts. They present at the same time social facts. The text shall reveal the social dimension of gender by referring to results from gender studies. Historical approaches have shown that the naturalization of gender differences took place with the beginning of modernity when women became the gendered and embodied ‘other’. Sociological and cultural approaches emphasize the way, in which gender is performed in interaction and is structured by discourses. Nature is thus revealed as a cultural construction. Finally the significance of discourses on gender and sexual diversity are discussed and how right wing movements mobilise against them.*

*Keywords: Gender, sex, body, history of science, doing gender, diversity*

Dr. Imke Schmincke  
Institut für Soziologie/LMU  
Konradstr. 6  
80801 München  
Email: i.schmincke@lmu.de

Erhalten: 15.11.19

akzeptiert: 21.11.19

lich legitimieren, indem wir die Differenz immer schon zum Ausgang nehmen, hat die soziologische Geschlechterforschung in verschiedenen Ansätzen beleuchtet. Die Geschlechterforschung untersucht die Bedeutung und Funktion von Geschlecht und lokalisiert diese auf ganz verschiedenen Ebenen (je nachdem, was der/die Forschende in den Blick nimmt): auf der Ebene der *Struktur/Institutionen/Organisationen* (z.B. die geschlechtliche Arbeitsteilung, die unterschiedliche Bewertung von produktiver und reproduktiver Arbeit, die Organisation von Care, (wohlfahrts)staatliche Regelungen, Gesetze, Technologie), auf der Ebene der *Diskurse/symbolischen Ordnung* (stereotype Vorstellungen und Bilder von Geschlecht, die sich z.B. in Medien [wie Büchern, Werbung etc.] ausdrücken, Normen und Werte, Sprache allgemein), auf der Ebene der *Handlung/Interaktion* (Gesten, Rituale), und auf der Ebene der *Identitäten* (Bedeutung von Geschlecht für die personale Identität; psychische Prozesse, Körper und Identität auf der individuellen Ebene).

### **Historisierung und Naturalisierung der Geschlechterdifferenz**

Wenn Geschlecht in diesem Beitrag primär als sozial konstruierte, kulturell gedeutete und hergestellte Existenzweise (Maihofer 1995) vorgestellt werden soll, so steht eine solche Auffassung zunächst im Gegensatz zu unserer Alltagswahrnehmung. Hier stellt sich Geschlecht weiterhin dominant als primär körperliches und dichotom zweigeschlechtliches Phänomen dar und plausibilisiert sich auf diese Weise. Es ist doch (scheinbar) sonnenklar: Es gibt Männer und Frauen und die haben unterschiedliche Körper und vor allem unterschiedliche Reproduktionsorgane, die es ihnen ermöglichen, sich als Gattung fortzupflanzen. Im Folgenden soll jedoch gezeigt werden, dass diese starke Fokussierung auf den Körper als Basis geschlechtlicher Unterschiede historisch zu spezifizieren und letztlich auch kulturell variabel ist.<sup>1)</sup>

Wissenschaftshistorische Untersuchungen haben in der Vergangenheit verschiedentlich herausgearbeitet, dass die Vorstellung einer dichotomen Zweigeschlechtlichkeit, die sich an der unterschiedlichen Ausstattung der Körper festmacht, ein modernes Deutungsmuster ist. Mit der bürgerlichen Moderne entstand eine Auffassung der Geschlechterdifferenz, die mit der Aufteilung der Sphären korrespondierte (öffentliche vs. private Sphäre) und die Differenz naturalisierte, d.h. den Ursprung für die grundsätzliche Verschiedenheit im Körper verankerte. Wobei hierbei Frauen als stärker von ihrem Geschlecht bestimmt begriffen wurden, während Männer sich (als Menschen) stärker von ihrer Naturhaftigkeit emanzipiert hätten. Im abendländischen binären Denken wurde Männlichkeit mit Geist, Kultur assoziiert, Weiblichkeit mit Körper, Natur. Dies begründete dann wiederum den Ausschluss von Frauen aus wichtigen gesellschaftlichen Bereichen (Wissenschaft, Politik, Wirtschaft). Wissenschaftshistorikerinnen wie Londa Schiebinger oder Claudia Honegger haben nachgezeichnet, wie die sich in der Moderne etablierenden Natur- und Humanwissenschaften die Natur-Kultur-Unterscheidung zu einer wesentlichen Trennlinie (des Menschlichen)

### *Geschlecht, Körper und Identität*

machten und wie sich die Abwertung anderer Gruppen (nicht nur Frauen!) nun stärker über biologisch argumentierende Deutungsmuster herstellte (Schiebinger, 1995; Honnegger, 1991). Die Verankerung der Geschlechterdifferenz im Körper ist somit eine ‚Erfindung‘ des 18./19. Jahrhunderts. Wie der US-amerikanische Wissenschaftshistoriker Thomas Laqueur in seiner Studie *Making Sex* (1990, zu Deutsch 1991 *Auf den Leib geschrieben*) feststellt, wurden die geschlechtlichen Unterschiede bis in die Renaissance hinein primär sozial definiert und erst sekundär biologisch (vgl. Laqueur, 1991, S. 20). Dieses Verhältnis drehte sich mit der Moderne um und der geschlechtliche Unterschied wurde wesentlich in den Körper verlagert und soziale Eigenschaften wurden dann auf körperliche Unterschiede zurückgeführt. Auch wenn seine These mittlerweile als zu schematisch kritisiert wurde, so ist sie zumindest weiterhin historisch interessant: Laqueur zeichnet nach, wie sich von der Antike bis zur Moderne das Ein-Geschlechter-Modell in ein Zwei-Geschlechter-Modell wandelte. D.h. bis zur Moderne nahm man an, dass der männliche und weibliche Körper im Prinzip gleich seien (nicht unbedingt gleichwertig), dass beispielsweise die Geschlechtsorgane nur einmal nach außen und einmal nach innen gestülpt seien.

Auch die Soziologin und Historikerin Claudia Honnegger hat sich mit der Geschlechterdifferenz als dem sich im 18./19. Jahrhundert herausbildenden dominanten kulturellen Deutungsmuster beschäftigt. Sie stellt dabei fest, dass parallel zur Herausbildung der Humanwissenschaften, die ‚den‘ Menschen ins Zentrum stellte, die Sonderanthropologie vom ‚Weib‘, die Gynäkologie, entstand. Sie schreibt: „Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts tritt also *der Mensch* auf den Plan; kurz darauf aber folgt ihm *das Weib* und damit das vertrackte Problem mit dem Geschlecht“ (Honegger, 1991, S. 6). In ihrer Studie rekonstruiert sie diese Entwicklung und möchte damit zeigen, dass beides zusammengehört: „Die Generalisierung des Mannes zum Menschen der Humanwissenschaften und die Besonderung der Frau zum Studienobjekt einer mit philosophischen, psychologischen und soziologischen Ansprüchen auftretenden medizinischen Teildisziplin“ (ebd.). Das moderne Verständnis von Natur als eigenständigem Gegenstandsbereich entstand nach Astrid Deuber-Mankowsky mit den modernen Naturwissenschaften im 17. Jahrhundert. Und wenig später erst wurde der Gegensatz Natur/Kultur zu einem eigenständigen Gegenstandsbereich erkoren, „zu einem Zeitpunkt, in dem sich, umrahmt von den entstehenden Wissenschaften vom Menschen und in Absetzung von den Naturwissenschaften eine Wissenschaft von der Kultur zu formieren beginnt, deren zentrale Aufgabe in der Beantwortung der Frage bestehen sollte, wie sich die Kultur von der Natur differenziert hat“ (Deuber-Mankowsky, 2019, S. 17). Das 19. Jahrhundert war jedoch auch das Zeitalter der politischen Revolutionen, in denen die Idee von Gleichheit als universalem Wert immer mehr Gehör fand, was dazu führte, dass auch Frauen begannen, für sich politische Gleichheit einzufordern. Mit der Ontologisierung der Geschlechterdifferenz (Laqueur, 1991, S. 21; Honnegger, 1991, S. 6) ging die Bestimmung von Frauen als andere, naturnähere Geschöpfe einher, die aufgrund ihres weichen Gewebes, ihrer schwachen Nervenzellen

oder kleineren Gehirne nicht zur Teilhabe an der Gestaltung des öffentlichen Lebens bestimmt schienen. Die sozialen Ausschlüsse legitimierten sich vielfach über die vermeintlich körperlich basierte Andersartigkeit der Frauen.

Was uns diese und andere historische Studien zeigen, ist, dass in der Moderne eine Naturalisierung der Geschlechterdifferenz stattfand. Die mit Natur begründete Andersartigkeit ging einher mit sozialen Ungleichheiten, mit Macht und Privilegien bzw. den Ausschluss von diesen. Die beiden Ebenen des Geschlechts, die biologisch-körperliche und die soziale, wurden und werden unterschiedlich argumentativ miteinander verknüpft. Beispiele dafür, dass die körperliche Andersartigkeit der Frau – die im Laufe der Jahre ja noch weiter ausdifferenziert wurde, als man Hormone, später Gene ‚entdeckte‘ – finden sich selbst im 21. Jahrhundert, auch wenn sie weit weniger den Mainstream der Wissenschaft darstellen als hundert Jahre zuvor. Und die Frage danach, wie das Verhältnis von Körper und Sozialem im Kontext von Geschlecht zu bestimmen sei, beschäftigt bis heute auch die Frauen- und Geschlechterforschung.

### **Sex-gender Trennung**

„Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ (Beauvoir, 1992, S. 334). Mit diesem berühmten Satz hat Simone de Beauvoir in ihrem bereits 1949 erschienenen Buch *Das andere Geschlecht* die zentrale Erkenntnis der sich erst im Zuge der neuen Frauenbewegung in den 1970er Jahren in Nordamerika und Westeuropa bildenden Frauen- und Geschlechterforschung vorweggenommen. Menschen werden im Laufe ihres Sozialisationsprozesses zu dem Geschlecht, das ihnen bei Geburt zugewiesen wird – oder aber sie scheitern an dieser Zuweisung/Zuschreibung. Die Einsicht hingegen, dass körperliche Merkmale nicht kausal mit sozialen Eigenschaften zusammenhängen, ist älter. Schon Frauenrechtlerinnen der ersten Frauenbewegung Ende des 19. Jahrhunderts haben gegen diese Form von Determinismus argumentiert und in den Sozialwissenschaften der 1950er Jahre setzte sich die Rede von den „Geschlechtsrollen“ durch, die trotz teilweise konservativer Grundannahmen ebenfalls darauf verweist, dass geschlechtliche Eigenschaften erlernt werden und für die gesellschaftliche Arbeitsteilung funktional sind. Begrifflich wurden diese Ebenen systematischer unterschieden in der sprachlichen Trennung von *sex* und *gender*. Diese Terminologie wurde in den 1950er vom US-amerikanischen Psychologen und Sexualwissenschaftler John Money eingeführt und an diesen anknüpfend Ende der 1960er von dem Psychologen Robert Stoller ausgearbeitet (vgl. dazu Paulitz, 2018, S. 432f.; Villa, 2019, S. 26ff.). Beide hatten in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Inter- und Transsexualität festgestellt, dass das Geschlecht als sehr viel mehrdimensionaler verstanden werden musste, d.h. dass es nicht nur ein qua Geburt zugewiesenes Geschlecht gibt, sondern auch eine dazu mitunter differierende Geschlechtsidentität. *Sex* sollte die körperlich-biologische Dimension von Geschlecht, *gender* die sozial-kulturelle Dimension bezeichnen.

### *Geschlecht, Körper und Identität*

Diese Trennung war auch insofern sinnvoll, als sie die starke Determinierung der Biologie in Frage stellte und damit auch die ‚harten‘ Argumente, mit denen die Minderwertigkeit von Mädchen und Frauen begründet wurde. Sie wurde in den 1970er Jahren in die Frauen- und Geschlechterforschung aufgenommen und inspirierte zahlreiche Studien zu geschlechtsspezifischen Unterschieden und zur Funktion der Gesellschaft in der Produktion dieser Unterschiede.

Unbestimmt bzw. unklar blieb jedoch das Verhältnis zwischen *sex* und *gender*. War *sex* die ‚Basis‘, auf der sich dann die kulturelle Bestimmung von Geschlecht entwickelte? Aber hatten nicht verschiedene Studien aufgezeigt, wie kontingent die sozialen Merkmale von Geschlecht waren und wie wenig diese kausal mit den primären Geschlechtsmerkmalen verbunden waren? An dieser großen Frage entzündeten sich vor allem in den 1990er Jahren zahlreiche Debatten, die teilweise bis heute fort dauern.

### **Kritik an der Trennung in sex und gender**

Verschiedene Studien hatten die vermeintlich universale und anthropologische Fundierung des Geschlechtsunterschieds im Körper in Frage gestellt. In Frage stand damit auch die Auffassung einer dichotomen Zweigeschlechtlichkeit. Neben den bereits erwähnten wissenschaftshistorischen Untersuchungen waren dies Arbeiten aus der Ethnologie, die darauf verwiesen, dass manche Gesellschaften drei oder mehr Geschlechtskategorien kennen oder aber einen Wechsel von Geschlechtsidentitäten praktizieren. Aber auch naturwissenschaftliche Forschungen zeigten verschiedentlich auf, dass die biologische Bestimmung von Geschlecht nicht so eindeutig ist, wie sie zunächst erschien (vgl. beispielsweise Fausto-Sterling, 2000; Voß, 2010). So lassen sich auch in biologischer Hinsicht bereits verschiedene Dimensionen von Geschlecht unterscheiden (Morphologie, Hormone, Chromosomen etc.), die die Menschheit keineswegs in zwei sich ausschließende Klassen teilen. Vielmehr müsse jeweils von einem Kontinuum ausgegangen werden. Weitere Impulse kamen aus den Sozial- und Kulturwissenschaften, innerhalb derer sich ab den 1990er Jahren die Annahme von Geschlecht als sozialer Konstruktion durchsetzte. Ich möchte im Folgenden auf zwei Perspektiven etwas ausführlicher eingehen, die für die aktuelle soziologische Geschlechterforschung nach wie vor wichtig sind. Das sind zum einen die Perspektive auf die Bedeutung von Interaktion für die Konstruktion von Geschlecht (Doing Gender) und zum anderen die Perspektive auf die Macht der Diskurse.

### **Doing Gender**

Dieser Ansatz hat seinen Ursprung in ethnomethodologischen Forschungen zu Transsexualität (Garfinkel, 1967; Kessler & McKenna, 1978). In seiner Agnes-Studie (1967) berichtet der Soziologe Harold Garfinkel von Gesprächen mit einer transsexuellen Frau, in denen er darauf aufmerksam wurde, dass und wie sehr Geschlecht auch eine Frage der ‚richtigen‘ Darstellung ist. Die Geschlechtsdarstellung, die sich in

Bewegungen, Gesten etc. ausdrückt, wird in der Sozialisation angeeignet und muss im Falle eines Geschlechtswechsels bewusst eingeübt werden, damit das *Passing* gelingt, d.h. die geänderte Geschlechtszugehörigkeit auch von außen geglaubt und damit legitimiert wird. Im Alltag, in der U-Bahn, auf der Straße, ordnen wir permanent anderen ein Geschlecht zu und werden umgekehrt auch selbst entsprechend eingeordnet. Für diesen Zuordnungsprozess werden die primären Geschlechtsorgane unterstellt, sie sind jedoch selten in den alltäglichen Interaktionen tatsächlich sichtbar. Faktisch wird die geschlechtliche Zuordnung an sekundären Geschlechtsmerkmalen festgemacht wie Stimme, Verhalten, Gesten, Mimik. Die Relevanz von Geschlecht im Alltag stellt sich daher als interaktiver und zirkulärer Prozess dar, wie Candace West und Don Zimmerman (1987) in ihrem Aufsatz *Doing Gender* verdeutlicht haben. Sie unterscheiden dort das Geschlecht in *sex* (bei Geburt zugeschriebenes Geschlecht), *sex category* (soziale Zuordnung zu einem Geschlecht) und *gender* (der intersubjektiven Validierung von Geschlecht in Interaktionsprozessen). Gender wird von außen zugeschrieben, mit der geschlechtlichen Zuweisung muss man sich identifizieren und man muss diese dann nach außen adäquat darstellen, damit sie auch ‚geglaubt‘ wird.

Zwei Dinge sind an dieser Perspektive auf die interaktive Rahmung von Geschlecht entscheidend: Zum einen wird der geschlechtliche Unterschied selbst nicht immer schon unhinterfragt vorausgesetzt, sondern es wird untersucht, wie dieser in der Interaktion relevant gemacht wird. Damit vermeidet man, den zu untersuchenden Gegenstand – die Relevanz der Geschlechtsdifferenz – nicht immer schon zum Ausgang zu nehmen und dann Belege für etwas zu suchen, das eigentlich vorab immer schon klar gewesen scheint. Diese Perspektive hat sich als ungemein fruchtbar für verschiedene empirische Studien erwiesen. Die Geschlechterdifferenz wird nicht zum Ausgang genommen, sondern sie wird als Ergebnis eines Prozesses untersucht z.B. in der schulischen Sozialisation (Breidenstein & Kelle, 1998) oder für den Zusammenhang von Profession und Geschlecht (Wetterer, 2002).

Zum anderen wird an dieser Perspektive deutlich, dass die Körperlichkeit von Geschlecht gar nicht so unmittelbar ausschlaggebend ist, wie der alltägliche *common sense* glauben macht. Der Soziologe Stefan Hirschauer, der sich ebenfalls mit der Bedeutung der Interaktion für die Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit auseinandergesetzt hat, stellt fest, dass hier der „Körper nicht als Basis, sondern als *Effekt* sozialer Prozesse“ (Hirschauer, 1989, S. 101) zu verstehen ist. D.h. die Evidenz herstellende Körperlichkeit von Weiblichkeit resp. Männlichkeit (Brüste, Penis etc.) wird letztlich ja unterstellt, die Identifizierung von Geschlecht macht sich an anderen Merkmalen fest, bzw. erlangt Bedeutung in interaktiven Prozessen. Diese sozialkonstruktivistischen Perspektiven auf Interaktionen betonen, dass im Alltagshandeln auf Wissen zurückgegriffen wird, das institutionell verankert ist.

## **Diskurs**

Das für interaktive Prozesse des *Doing Genders* relevante tief verankerte, kollektiv geteilte Wissen um Zweigeschlechtlichkeit, wie Männer, wie Frauen sind oder zu sein haben, wird über gesellschaftliche Diskurse hervorgebracht und stabilisiert – aber auch verändert. Wobei selbstverständlich Diskurse und Praxen (also die Ebene der Interaktion) in einem Wechselverhältnis stehen. Diskurse, Bilder oder Normen von Geschlecht und Zweigeschlechtlichkeit sind insofern wirkmächtig, als sie das Handeln und Wahrnehmen strukturieren und damit ermöglichen (wenn auch nicht determinieren). Aber die herrschenden Bilder und Normen von Geschlecht sind insofern auch problematisch, als sie bestimmte Formen von Geschlecht vorschreiben und andere ausschließen

Die prominenteste Geschlechterforscherin, die auf die Macht der Diskurse in der Konstruktion von Geschlecht hingewiesen hat, ist die Philosophin Judith Butler (1991; 2009). Sie bezieht sich auf die Grundeinsicht des *linguistic turn*, dass Sprache nicht einfach die Dinge, die sie bezeichnet, widerspiegelt oder repräsentiert, sondern dass die Bezeichnungen kontingent sind und Bedeutung über Differenzen gebildet wird. In Anlehnung an Michel Foucault weist sie darauf hin, dass Sprache und Diskurse Dinge, von denen sie handeln, nicht nur auch produktiv hervorbringen, sondern dass damit Bezeichnungspraktiken ebenfalls als machtvolle und gewaltförmige Prozesse zu begreifen sind. Wenn bestimmte Dinge sagbar sind, werden sie auch stärker wahrnehmbar und damit für das Bewusstsein relevant. Jedoch verfügen nicht alle Individuen gleichermaßen über die machtvolle Position, etwas sagbar zu machen und vor allem damit auch Gehör zu finden. Außerdem sind fast alle Dinge, Erfahrungen und auch körperliche Erlebnisweisen immer sprachlich vermittelt, d.h. wir haben keinen unmittelbaren Zugang zu primär körperlich-leiblichen emotionalen Aspekten unseres Lebens.

Diese Einsicht in die Macht der Diskurse hat Butler schließlich auf die Bedeutung und die Konstruktion von Geschlechternormen angewendet. Dabei besteht ihr besonderer Beitrag darin aufgezeigt zu haben, dass die Geschlechterdifferenz – männlich vs. weiblich – immer auch mit der Norm der Heterosexualität zusammen konstruiert wird. Und: dass zur Aufrechterhaltung dieser Norm der Diskurs (oder die Gesellschaft) gleichermaßen das von dieser Norm ausgeschlossene Anormale mit hervorbringt (der ‚verweiblichte‘ Mann, der Zwitter, die Homosexuelle). Sprache und Normen regulieren in einem hohen Maß die Art und Weise, wie Menschen sicht- und wahrnehmbar werden, welche Existenzweisen (gerade auch in geschlechtlicher und sexueller Hinsicht) sozial akzeptabel sind und gelebt werden dürfen und welche nicht. Für Butler ist Geschlecht phantasmatisch und performativ, aber keineswegs frei wählbar, sondern eben Resultat der Macht der Geschlechternormen.

Sex, Gender und Begehren stehen in einer engen Wechselwirkung und werden von der ‚heterosexuellen Matrix‘ reguliert (Butler, 1991, S. 63). Mit dem Hinweis darauf,

dass die Geschlechterdifferenz immer vor dem Hintergrund einer „heteronormativen Matrix“ diskursiv und normativ konstruiert wird, hat Butler auf die Relevanz von *Sexualität* in der Begründung der Zweigeschlechtlichkeit hingewiesen und damit die Geschlechterforschung erweitert hin zu den Queer Studies (vgl. Degele 2008). Diesen geht es um die Analyse und Kritik der Norm der Heterosexualität (Heteronormativität) und um die Dekonstruktion der Zweigeschlechtlichkeit mit dem Hinweis darauf, dass diese keineswegs natürlich ist, sondern immer wieder machtvoll hergestellt und aufrechterhalten wird. Gudrun-Axeli Knapp fasst die Relevanz Butlers wie folgt zusammen: „Die Bedeutung Butlers für die feministische Diskussion ist vor allem darin zu sehen, dass sie radikaler als andere vor ihr das illusionäre Moment feministischer Identitätspolitik zur Sprache gebracht und dass sie den engen normativen Zusammenhang von Sex, Gender und Begehren in den Blick gerückt hat“ (Knapp, 2000, S. 91).

Beide Perspektiven auf Geschlecht und Körper – einmal mit Schwerpunkt Interaktion, das andere Mal mit Schwerpunkt Diskurs – zeigen auf, dass der Körper als Grundlage unserer Geschlechtsidentität keineswegs außerhalb seiner Bedeutungszuschreibung liegt und dass diese vor allem sozial und kulturell produziert wird. Die Geschlechtsidentität der Individuen bildet sich in einem Wechselverhältnis von körperlichem Eigensinn und sozialer Bedeutungsaufladung aus. Bei vielen geht die Geschlechtsidentität dann mehr oder weniger konform zu herrschenden Geschlechternormen, bei anderen liegt sie quer dazu. Die Einsicht in die kulturelle Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit und von Heteronormativität sollte jedoch den Blick darauf öffnen, dass es kein ‚von Natur‘ aus ‚richtiges‘ oder ‚falsches‘ Geschlecht gibt, und somit auch darauf, dass sexuelle und geschlechtliche Identitäten vielfältig und nicht identisch mit Geschlechterstereotypen sind.

Kultur und Natur sind keine voneinander klar abgrenzbaren Bereiche, sondern dieses Verhältnis ist selbst eine kulturelle Konstruktion und es verändert sich permanent. Insbesondere technologische Entwicklungen führen dazu, dass die Grenzen zwischen Natur und Kultur aktuell immer weiter verschoben werden. Von daher sehen sich auch gegenwärtige Ansätze der Geschlechterforschung vermehrt vor der Herausforderung, alte Dualismen (wie den zwischen Kultur und Natur) neu zu durchdenken.

## Fazit und Ausblick

Die Einsicht in die soziale Konstruktion von Geschlecht und der Blick auf die Vielfalt gelebter Existenzweisen hat zweifellos für Individuen etwas Befreiendes. Zugleich lösen diese neuen Perspektiven auch Ängste aus. Daher soll an dieser Stelle das Phänomen der Vielfalt noch etwas genauer beleuchtet werden.

Geschlecht ist eine psychisch verankerte, körperlich-emotional basierte und für die Identität höchst relevante Angelegenheit. Was ich in diesem Beitrag aber zu zeigen versucht habe, ist, dass es zu kurz greift, wenn man von dieser Seite her die Relevanz, die Vielfalt, die Normativität und den Wandel von Geschlecht erklären will. Hierfür

### *Geschlecht, Körper und Identität*

scheint mir viel entscheidender zu verstehen, dass und auf welche Weise gesellschaftlich bestimmte Vorstellungen von Geschlecht hervorgebracht werden und womit diese Vorstellungen dann verknüpft sind bzw. in welcher Weise sie Teilhabe und Zugehörigkeiten (sowie den Ausschluss aus diesen) regulieren.

In den letzten Jahren ist zunehmend von einer Vielfalt von Geschlecht die Rede (z.B. die neue Kategorie „divers“ im Geburtenregister, die Einführung der „Ehe für alle“ und damit die rechtliche Gleichstellung homosexueller Partnerschaften, oder die Thematisierung sexueller Vielfalt in der Sexualpädagogik). Kann man daraus schließen, dass Vielfalt in Bezug auf Geschlecht und Sexualität größer wird? Diese Frage lässt sich nicht ausschließlich mit ja oder nein beantworten. Zunächst: Nein, Vielfalt gab es schon immer, nur wurde sie entweder anders genannt und codiert; oder aber sie wurde nicht als solche wahrgenommen, weil Gender und Sexualität kein für die Gesellschaften relevantes Ordnungsmuster darstellten. Oder aber die Hegemonie einer bestimmten Norm (z.B. heterosexuelle Kleinfamilie) verdeckte die empirisch vorfindliche Vielfalt.

Allerdings unterliegen Vorstellungen von Geschlecht auch einem Wandel und eine Konsequenz ist sicher die stärkere Thematisierung von Vielfalt. In dieser Hinsicht ist Vielfalt auch etwas Neues. In unserer Gesellschaft verliert der Bezug auf Geschlechtlichkeit – im Sinne geschlechtlicher Identität – zunehmend seine Funktion als selbstverständliche und damit unhinterfragte Ordnungskategorie. Ungleichheit in Bezug auf Geschlecht wird immer weniger hingenommen. Damit werden traditionelle Normen in Frage gestellt und Geschlecht wird immer stärker reflexiviert, d.h. Gegenstand von Aushandlungen, Debatten, Inszenierungen. Innerhalb der reflexiven Moderne, wie die spätmoderne Phase in der Soziologie bezeichnet wird, wird Geschlecht, aber auch der eigene Körper immer mehr als wähl- oder gestaltbar aufgefasst und als etwas, mit dem die individuelle Identität zum Ausdruck gebracht werden soll. Dies hat auch mit der zunehmenden medialen Vermittlung und Zirkulation von Geschlechter- und Körperbildern zu tun. Ein Resultat dieser Reflexivierung ist sicher auch die Vervielfältigung von geschlechtlicher und sexueller Identität.

Das Stichwort Vielfalt bezieht sich jedoch nicht nur auf die Breite geschlechtlicher Identitäten und sexueller Orientierungen. Die Geschlechterforschung trägt zunehmend der Einsicht Rechnung, dass Geschlecht natürlich nie der einzige und zwingend dominierende Aspekt personaler Identität oder kollektiver Zugehörigkeiten ist. Wir sind ja nie ‚nur‘ Männer und Frauen, sondern auch durch Alter, den sozialen Hintergrund (Klasse oder Milieu), die kulturell-ethnische Herkunft, die Religion und andere Zugehörigkeiten bzw. Zuschreibungen geprägt. Für die Verschränkung und Verknüpfung unterschiedlicher – vor allem Ungleichheit nach sich ziehender – Kategorien hat die Geschlechterforschung das Stichwort „Intersektionalität“ eingeführt (Winker & Degele, 2008). Mit dieser wichtigen Erkenntnis der Verschränkung von Geschlecht mit anderen Kategorien wird einer Vielfalt von Positionierungen Rechnung getragen.

Zunehmend erleben wir jedoch in jüngster Zeit, dass insbesondere mit dem Aufkommen rechtspopulistischer Bewegungen liberale Errungenschaften hinsichtlich der gesellschaftlichen Akzeptanz einer sexuellen und geschlechtlichen Vielfalt angegriffen und in Frage gestellt werden. Die Politisierung von Geschlecht, Sexualität und Familie ist tatsächlich ein wichtiges Element innerhalb verschiedener rechtspopulistischer Bewegungen und Parteien (Hark & Villa, 2015; Näser-Lather, Oldemeier & Beck, 2019). Argumentiert wird damit, dass die Annahme einer Vielfalt die persönliche Identität, letztlich aber die soziale Ordnung destabilisiere. Diese soll auf klaren Binaritäten und Hierarchien aufgebaut sein. Hinter diesem letztlich autoritären Weltbild verbirgt sich eine Angst vor Vielfalt, die man vermutlich empirisch und auch in stärker psychologisch orientierten, sozialpsychologischen Forschungsdesigns genauer analysieren müsste, um erklären zu können, warum die Möglichkeit der Emanzipation von starren Normen und die Chance auf eine freie Entwicklung für einige Menschen so angstbesetzt zu sein scheint. Hier ist Aufklärungsarbeit gefordert um zu verdeutlichen, dass es schließlich nicht darum geht Geschlecht abzuschaffen, sondern Bedingungen für eine freie Entfaltung aller zu gewährleisten.

### **Anmerkung**

1) Dass wissenschaftliche Auffassungen darüber, was Geschlecht bzw. Geschlechtsunterschiede ausmacht, je nach Disziplin aber auch Standpunkt auch heute noch stark differieren, lässt sich in der Kontroverse in der aktuellen Ausgabe der Zeitschrift für Sexualforschung (H3/2019) sehr gut nachlesen. Dort skizzieren zunächst Ponseti & Stirn aus medizinisch/psychiatrischer Perspektive ihr Verständnis von Geschlecht. Sie machen Geschlechtsunterschiede im Wesentlichen an der Fortpflanzungsfunktion fest, d.h. reduzieren die Komplexität von Geschlecht auf die Vereinigung von Samenzelle und Eizelle. Genau diese Unterkomplexität kritisiert Villa (2019) aus soziologischer Perspektive und Voß (2019) aus biologischer. Bauer (2019) moniert aus wissenschaftstheoretischer Perspektive, dass die Autor/innen einerseits einseitig den Kritischen Rationalismus zum einzig legitimen Erkenntnisparadigma erklären, dass sie andererseits und im Widerspruch dazu dem common sense in ihrer Argumentation ungewöhnlich viel Gewicht geben. Strauß & Nieder (2019) wiederum kritisieren aus klinischer Perspektive die Schlüsse, die Ponseti & Stirn aus ihrer Bestimmung von Geschlecht für die Diagnostik und Behandlung von Geschlechtsinkongruenz, Geschlechtsdysphorie und Trans-Gesundheit ziehen.

### **Literatur**

- Bauer, R. (2019). Biologie als Schicksal? Kommentar zu „Wie viele Geschlechter gibt es und kann man sie wechseln?“ aus wissenschafts- und gesellschaftstheoretischer Perspektive. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 32 (03), 148–152.
- Beauvoir, S. de (1992). *Das andere Geschlecht: Sitte und Sexus der Frau*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Breidenstein, G., & Kelle, H. (1998). *Geschlechteralltag in der Schulklasse: Ethnographische Studien zur Gleichaltrigenkultur*. Weinheim: Juventa.
- Butler, J. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, J. (2009). *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Degele, N. (2008). *Gender/Queer Studies: Eine Einführung*. Paderborn: Wilhelm Fink.

### *Geschlecht, Körper und Identität*

- Deuber-Mankowsky, A. (2019). Natur – Kultur: ein Schibboleth der Gender- und Queer Studies? In B. Kortendiek, B. Riegraf, & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 13–22). Wiesbaden: VS Verlag.
- Fausto-Sterling, A. (2000). *Sexing the body: Gender politics and the construction of sexuality*. New York, NY: Basic Books.
- Garfinkel, H. (1967). *Studies in ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Hark, S., & Villa, P.-I. (Hrsg.). (2015). *(Anti-)Genderismus: Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: Transcript.
- Hirschauer, S. (1989). Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. *Zeitschrift für Soziologie*, 18(2), 100–118.
- Honegger, C. (1991). *Die Ordnung der Geschlechter: Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750 - 1850*. Frankfurt am Main u.a.: Campus.
- Kessler, S. J., & MacKenna, W. (1978). *Gender: An ethnomethodological approach*. A Wiley-Interscience Publication. New York: Wiley.
- Knapp, G.-A. (2001). Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht. In R. Becker-Schmidt & G.-A. Knapp, *Feministische Theorien zur Einführung* (S. 63–102). Hamburg: Junius.
- Laqueur, T. (1996). *Auf den Leib geschrieben: Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. München: dtv.
- Maihofer, A. (1995). *Geschlecht als Existenzweise: Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*. Frankfurt am Main: Ulrike Helmer Verlag.
- Näser-Lather, M., Oldemeier, A. L., & Beck, D. (Eds.). (2019). *Backlash!? Antifeminismus in Wissenschaft, Politik und Gesellschaft. Geschlecht zwischen Vergangenheit und Zukunft: Band 8*. Roßdorf: Ulrike Helmer Verlag.
- Paulitz, T. (2018). Frauen-/Geschlechterforschung: Paradigmen, Kontroversen und Genealogien - von den Anfängen bis zur Jahrtausendwende. In S. Moebius & A. Ploder (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie* (S. 421–451). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Ponseti, J., & Stirn, A. (2019). Wie viele Geschlechter gibt es und kann man sie wechseln? *Zeitschrift für Sexualforschung*, 32(03), 131–147.
- Schiebinger, L. (1995). *Am Busen der Natur*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Strauß, B., & Nieder, T. O. (2019). Schwierigkeiten bei der Interpretation von Längsschnittstudien bei Menschen mit Geschlechtsinkongruenz oder Geschlechtsdysphorie: Ein Kommentar zu Ponseti und Stirn (2019). *Zeitschrift für Sexualforschung*, 32(03), 163–166.
- Villa, P.-I. (2019). Geschlecht: Die Magie der Anisogamie. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 32(03), 157–162.
- Villa, P.-I. (2019). Sex – Gender: Ko-Konstitution statt Entgegensetzung. In B. Kortendiek, B. Riegraf, & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 23–33). Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Voß, H.-J. (2010). *Making sex revisited. KörperKulturen*. Bielefeld: Transcript.
- Voß, H.-J. (2019). Kommentar zu „Wie viele Geschlechter gibt es und kann man sie wechseln?“ aus biologischer Perspektive. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 32(03), 153–156.
- West, C., & Zimmerman, D. H. (1987). Doing Gender. *Gender & Society*, 1(2), 125–151.
- Wetterer, A. (2002). Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion: „Gender at work“ in theoretischer und historischer Perspektive. Konstanz: UVK-Verlag.
- Winker, G., & Degele, N. (2009). *Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: Transcript.